

Die Fluchtburg

DR. HASSO VON HALDENWANG



Zeichnung: Schloss Wildenstein, Prof. Peter Otto Heim, 1943.

Photo: Ulrike von Haldenwang

Durch das überschaubare Dörfchen Wildenstein im äußersten Nordosten Württembergs, heute zur Gesamtgemeinde Fichtenau gehörend, läuft seit altersher die Dialektgrenze zwischen dem ostfränkischen Hohenlohischen („mir bawwle hoalisch“) und dem Schwäbischen („mir schwätze schwäbisch“). Die „Urbevölkerung“, zumeist reformierte Bauern und Handwerker, pflegten das Fränkische. Ebenso verhält es sich in dem westlich von Wildenstein gelegenen Ort Wäldershub und dem nordöstlichen Rötlein und Neustädtlein. Im südlichen Teil von Wildenstein leben die Nachkommen der überwiegend katholischen Händler, die fast ausnahmslos schwäbisch sprechen. In den südlich und südöstlich gelegenen Nachbarorten Matzenbach, Unterdeufstetten und Lautenbach herrschen ähnliche Sprachverhältnisse.

Wie vielerorts siedelte der niedere Adel nach dem 30jährigen Krieg in dem nahezu verödeten Wildenstein „allerlei fremdes Volk“ an. 1665 hatten gerade noch fünfzehn Untertanen im Ort gelebt. Bei den neuen Siedlern handelte es sich um heimatlos gewordene Opfer des verheerenden Krieges, die mehrheitlich aus dem Schwäbischen stammten. Die Ansiedelung geschah zur Schaffung von „Einnahmequellen“, weil die neuen Siedler jährlich „Schutz-“ oder „Kopfgeld“ an die Herrschaft entrichten mussten. Da diese Zuwanderer lediglich ein winziges Häuschen, aber kein Ackerland erwerben konnten, blieb ihnen nichts übrig, als den Lebensunterhalt im Tagelohn und mit Hausierhandel zu bestreiten. Neben selbstgefertigten Bürstenwaren und Holzarbeiten vertrieben sie in der näheren Umgebung Textilien, Galanterieartikel und Steingut. Sie reisten aber auch im Planwagen bis ins Elsass, nach Tirol und selbst nach Ostpreußen. Um wichtige Informa-



tionen vor Unkundigen geheim zu halten, bediente man sich unterwegs („rudle mr gestrenze?“ = „fahren wir hausieren?“), wie zuhause einer Sondersprache (Geheimsprache), dem sogenannten Jenischen (Rotwelsch-Dialekt), das man noch im gesamten deutschsprachigen Raum mit oft erheblichen Unterschieden findet. Es handelt sich dabei nicht um eine Sprache im eigentlichen Sinn, vielmehr werden einzelne Worte (Lexeme) durch Begriffe ersetzt, die sich dem Unkundigen nicht erschliessen. Als Spendersprachen gelten vor allem Hebräisch, Jiddischdeutsch, Romani-Dialekte (Manisch), Sintes, aber auch Französisch und Italienisch. Selbst slawische Wurzeln sind bezeugt. Schon vor 500 Jahren sind im *liber vagatorum* (1510) ähnliche Wortformen verzeichnet. Als Warnung vor anrückender Polizei forderte man den Freund beispielsweise wie folgt zum eiligen Verschwinden auf: „Fiesel natsch, d Gliste tschefft!“, das heisst etwa: Kumpel lauf, die Polizei kommt! Leider ist diese Kunstsprache heute fast ausgestorben (vgl. www.vonhaldenwang.de). Wir Kinder, ich als der Jüngste (geb. 1942), Michael, (geb. 1934) und Emich (geb. 1937), wuchsen mit den beiden in Wildenstein gesprochenen Dialekten und dem Jenischen auf und erlernten sie fast so gut wie die Einheimischen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass wenigstens zwei Personen in Wildenstein einen unverkennbar bayerischen Dialekt sprachen.

In unserer Familie pflegte man neben einem passablen Hochdeutsch gelegentlich die angestammte Mundart. Unser Großvater mütterlicherseits, Georg Freiherr Hofer von Lobenstein, Ur-Preusse, Oberst in beiden Weltkriegen, Protestant und Patronatsherr, verfiel des öfteren in seinen Berliner Dialekt. Beispielsweise zitierte er gern den bekannten Spruch: „Ik sitze da un esse Klops, uf eemal klops. Ik jeh hinaus un kieke, un wer steht draussen? Ike!“ Unsere katholische Grossmutter Hildegard, geborene Gräfin von Leiningen, stammte aus dem nämlichen Ort in der Pfalz. Aus wohlhabendem Haus wuchs sie dank einer Gouvernante mit Hochdeutsch und Französisch auf. Dazu kam später noch Englisch aufgrund häufiger Sommeraufenthalte in südeuropäischen Badeorten. Ihre Tochter Adelheid, unsere Mutter, Protestantin, Karlsruherin, verleugnete ihren badischen Dialekt nicht, wenn sie witzelte: „Draai waaiche Aaier in aainere Raaih.“ Daneben bediente sie sich gelegentlich einiger elsässischer Brocken. Beispielsweise fragte sie, wenn uns Kindern unwohl war: „Hasch du a Mall em Büüch?“ Unser Herr Vater sprach breites Stuttgarter schwäbisch. Im Kloster Ettal strengstens katholisch erzogen, bezeichnete er sich im Dritten Reich als „gottgläubig, Klasse I“, ein Begriff, der aus dem Nationalsozialismus stammt und diejenigen meint, die die Kirche offiziell verlassen hatten, aber immer noch an Gott glaubten.

Noch vor Kriegsende wurde die sprachliche Vielfalt erheblich bereichert. Wir erhielten Einquartierungen von Ausgebombten aus den unterschiedlichsten Gegenden Deutschlands. Schwach erinnere ich mich noch an das badisch sprechende Fräulein Störmann, das wahrscheinlich aus Karlsruhe kam und in der zweiten Etage des Schlosses einquartiert wurde. Offenbar mittellos, machte sie sich mit ihren Nähkünsten nützlich. Da sie im Familienkreis mit uns „dinierte“, schickte mich meine Mutter, sie freundlich herunter zu bitten. Ein wenig amüsiert erschien Fräulein

Störmann, den „Bürgermeister von Muggensturm“, wie sie mich taufte, an der Hand. Höflich hatte ich sie eingeladen: „Fräulein Törmann, mr esset hetzt“.

Dann wurde dem benachbarten Notarhaus, dem ehemaligen „Vikarshäusle“, das zum Schloss gehört hatte, die aus Essen geflohene Kriegerwitwe Frau Tersteeken mit ihren zwei Kindern



zugeteilt. Sie brachten das sogenannte Ruhrdeutsch mit. Früher hatte man dort westfälisch gesprochen, platt oder niederfränkisch. Durch die Zuwanderung von Arbeitskräften aus ostpreussischen und polnischen Gebieten in das Kohlrevier entstand schliesslich ein Regio- oder Soziolekt als Alltagssprache. Deutschlandweit haben Jürgen von Manger alias Adolf Tegtmeier und Herbert Grönemeyer die Ruhrgebietsprache bekannt gemacht.

Peter Heim, später vermutlich Schriftsteller, cirka 20 Jahre alt, kam 1943 aus Stuttgart und wurde in der sogenannten Kegelbahn im obersten Stockwerk des Schlosses untergebracht. Die Eltern folgten später nach. Der Vater Professor Peter Otto Heim war ein bedeutender Maler und Bildhauer. Bald schon fertigte er ein Kreideporträt von mir, modellierte später auch meinen Kopf. Angesichts der vorrückenden Westfront und der schmerzlichen Erfahrung in der Hauptstadt empfahl er, im Garten einen bombensicheren Bunker zu bauen. Sogleich packte er eine Schaufel und begann, am Nordende des Parks im dichten Buschwerk ein Loch zu graben, das mindestens vier erwachsenen Personen Schutz bot. Der Unterstand wurde aber nur einmal von einem jungen Wildensteiner benötigt. Nachdem dieser im Dorf eine Kuh gestohlen und im Wald geschlachtet hatte, wurde er von der Polizei gesucht und verbarg sich in dem nur wenigen Eingeweihten bekannten Unterschlupf. Er entging so der Polizei und verpflichtete sich später, wie man munkelte, für Jahre in der Fremdenlegion. Als eine größere Einquartierung amerikanischer Truppen bei uns nicht mehr abzuwenden war, mussten Heims bei Kümmerles in der damaligen Ziegelgasse unterkommen. Die Recherchen zu dem Sohn Peter bleiben unbefriedigend. Relativ sicher scheint, dass am 19.3.1924 ein Peter Heim in Stuttgart geboren wurde. Als erfolgreicher deutscher Autor von Kriminalromanen, Journalist und angeblicher Ghostwriter für Konsalik soll er mit seiner Ehefrau Susanne auf einer Finka auf Mallorca ein Gästehaus betrieben haben. Ob es sich bei diesem Peter Heim tatsächlich um den Sohn der Eheleute Heim handelte, liess sich leider nicht mit Sicherheit ermitteln. Bald verliess er die Eltern gegen den ausdrücklichen Willen der Mutter. Von ihr, die schwäbelte, erhielt sich folgendes Bonmot: Wenn der Professor eine banale Aufgabe aufschob, pflegte er seine Rede mit der Floskel „Man müsste ...“ zu beginnen. Darauf reagierte seine Frau mürrisch mit rollendem r „Dr Mrr bee immer i!“ Der Professor (1896-1966) war Schüler von Alfred Lörcher und in dessen Nachfolge Professor an der Kunstakademie in Stuttgart. 1955 schuf er das auf dem Killesberg aufgestellte steigende Pferd, Symbol des Stuttgarter Stadtwappens. Die Bronzekugel auf einem Marmorsockel gestaltete er 1956 für den Berliner Platz zu Ehren von Philipp Matthäus Hahn. Sowohl Rötelzeichnung als auch Skulptur sind Opfer der allgemeinen Wirren geworden, allerdings konnte ich eine von Professor Heim kolorierte, signierte und datierte Federzeichnung retten, die das Schloss von Südosten zeigt.

Kurz vor Kriegsende okkupierten die sich zurückziehenden versprengten Truppenteile der Wehrmacht den Schlossgarten zur Versorgung der Soldaten. Zwischen Schloss und Scheune wurde eine improvisierte Essenausgabe eingerichtet. Als Hilfwillige, sogenannte HIWIs, setzten sie Ukrainer ein, die beim Abzug mit der Truppe wieder verschwanden.

Während des Waffenstillstands im Mai 1945 färbte die Ängstlichkeit der Erwachsenen auch auf mich ab, so dass sich mir viele Ereignisse fest eingepägt haben. Ohne Vorwarnung oder gar Einladung baten uns Verwandte und Fremde um Unterschlupf. Mit dem Vorrücken der amerikanischen Truppen in die Mitte Süddeutschlands tauchten in unserem kleinen Ort Heimatlose aus



Polen, Frankreich Ungarn, Italien und der Tschechoslowakei auf. Mit dem Einmarsch der Amerikaner gesellte sich zu dem Sprachwirrwarr nun noch amerikanisches Englisch.

Die nach Wildenstein mit seinen damals etwa 800 Einwohnern vorgerückten amerikanischen Truppen forderten Unterkunft für bis zu 200 Militärs im Schloss. Im Schadensersatzantrag (Claim for Damage) unserer Mutter, 1947 abgegeben vor dem Landratsamt Crailsheim, heisst es: „Das Schloss wurde beschlagnahmt für die amerikanischen Truppen. Dazu der gesamte Park und ein Acker für die Panzer und Lastwagen Parks ... Hauptschaden durch Zerstörung und Mitnahme“, während der „Besatzungszeit vom 26. Mai bis 17. Oktober 1945“. Die Befreier machten kurzen Prozess und verwiesen sämtliche Bewohner mit sofortiger Wirkung des Hauses. Die Gesamtfläche des Gebäudes beträgt ca. 880 m². Halle, Flure, Treppenabsätze, Zimmer und Dachboden waren mit Offizieren und Mannschaften belegt. Lediglich die im Parterre liegende Waschküche durfte von uns benutzt, aber ausschließlich durch den Hintereingang des Hauses betreten werden. Damit verblieb uns wenigstens ein Raum zur Zubereitung der Mahlzeiten und zum Waschen der Wäsche. Immerhin hatte man uns erlaubt, unter der wenige Schritte vom Haus entfernten riesigen Linde im Garten zu essen. Glücklicherweise profitierten wir von einem prächtigen Sommer.

Die Familie wurde im Dorf aufgenommen. Großmutter Hildegard, im fortgeschrittenen Alter an Brustkrebs erkrankt, konnte glücklicherweise bei der Gemeindeschwester Rosa im Haus von Kilians in der Wirtsgasse, heute Schloßstraße, unterkommen. Unsere Mutter zog mit uns Kindern beim Nachbarn August Walter in dessen ebenfalls in der Wirtsgasse gelegenes Bauernhaus ein. Die neue Umgebung beunruhigte mich so sehr, dass ich nachts aus meinem Kinderbett fiel und das Schlüsselbein brach.

Zu allererst hoben die Besatzer im Garten Latrinen in beträchtlicher Größe aus. Sie hatten alles mitgebracht, was die Truppe benötigte, selbst eiserne Bettgestelle. Zwischen Haus und Scheune richteten sie, wie zuvor die Deutschen, ihre Feldküche ein, benutzten dafür aber auch das neben der Halle liegende Burschenzimmer. Als Küchenhelfer engagierten sie wenige Dorfbewohner wie beispielsweise Karl Büttner. Der Karle, bester Freund Michaels, konnte diesen zum Kartoffelschälen mit in den Küchenbetrieb einschleusen. Bald wies Michael mich an, mich nach dem Mittagessen an der Hausecke zu postieren. Unbeachtet von den Soldaten erschien er dort mit einer riesigen Schüssel Schokoladenpudding, die ich sogleich zur Linde brachte, wo die Familie wartete. So konnten wir gelegentlich unsere Mahlzeiten etwas üppiger gestalten.

In den zahlreichen Räumen des Schlosses hausten die Besatzer wie Vandalen. Alle Möbel, Bilder und andere Gegenstände, die von uns in der Eile nicht rechtzeitig ausgelagert oder sonst in Sicherheit gebracht worden waren, wurden entweder beschädigt oder zerschlagen oder einfach aus dem Fenster geworfen. Jahrhunderte alte Dokumente des Familienarchivs und viele teils sehr wertvolle Bücher unserer umfangreichen Bibliothek „entsorgten“ die Besatzer mit Lastwagen im nahen Wald. Wo sie auf alten Ölgemälden hochdekorierte Soldaten entdeckten, schnitten sie die Orden aus deren Uniform heraus und hefteten sie auf ihre Brust. Gelegentlich stachen sie ihnen die Augen mit dem Bajonett aus. Manche verrichteten ihre Notdurft einfach in den Ecken der Räume, gelegentlich gar in einen Stahlhelm, der angesichts der eingetretenen Waffenruhe nicht mehr benötigt wurde. Natürlich suchten die Soldaten Kontakt zu den jungen Damen des Ortes



und der näheren Umgebung. Manches „Fräulein“ verließ später die Heimat aus Liebe zu ihrem GI. Einzelne kehrten nach Jahren zurück und sprachen deutsch nur noch mit starkem englischen Akzent. Als mich einmal ein uniformierter schwarzer Mann in der Waschküche auf den Arm nahm, begann ich vor Angst heftig zu weinen. Schnellstens setzte er mich wieder auf den Boden und steckte mir ein Stück Schokolade zu. Es war die erste meines Lebens.

Noch während der Besatzungszeit erschien plötzlich ein braun gebrannter, mir völlig fremder Anfangvierziger, der behauptete, unser Vater zu sein. Wie sich herausstellte, stimmte es. Seine beginnende Glatze war damals noch von schwarzem Haar begrenzt. Er trug eine Nickelbrille mit dicken Gläsern, ein verwaschenes, lumpiges Hemd, dazu kurze, abgetragene Lederhosen mit Hosenträgern, Kniestrümpfe und „Haferlschuhe“. Aufgrund seiner starken Myopie hatte seine militärische Karriere schon bald als „Obergefreiter Adolf Hitlers“ geendet, womit er gerne kokettierte. Sein Vater hatte es im Ersten Weltkrieg immerhin zum Oberst und der Grossvater im 70er Krieg gar zum General gebracht. Unser Vater hatte wegen seiner Vorkriegstätigkeit bei der Dresdner Bank in Berlin im Generalgouvernement Ost gedient, wo man ihn als Experten für die geplante Währungsstellung in Polen und der Ukraine benötigte. Aufgrund einer unziemlichen Bemerkung gegenüber dem Militär wurde er von einem Militärgericht nach Italien strafversetzt. In Verona brauchte man ihn als Gerichtsdolmetscher aufgrund seiner guten Italienischkenntnisse. Bei Kriegsende machte er sich zu Fuß in der geschilderten Aufmachung über Sterzing, die Alpen und Innsbruck auf den Weg nach Wildenstein. Im Schloss gab es dann wegen der Soldaten keinen Platz. So musste er in dem winzigen Gartenhäuschen im an der Langgasse gegenüber gelegenen Gemüsegarten monatelang auf einem Feldbett kampieren.

Überraschend erschien in dieser Zeit Tante Annemarie, die Frau des Bruders unseres Vaters, mit ihrer kleinen Tochter Gudrun. Sie waren völlig erschöpft von hunderte Kilometer langen Fuszreisen durch Deutschland. Zunächst hatten sie Schutz bei ihrer Schwägerin, unserer Tante Liesel, in Karlsbad gesucht. Ihr Mann hatte im ersten Weltkrieg einen Unterarm verloren, weshalb er nurmehr für Verwaltungsarbeiten bei der SA herangezogen worden war. Bis zu heftigen Bombenangriffen hatte seine Familie in Koblenz gelebt. Beide Söhne, Otto-Bernd und Ulrich, waren im Feld. In Böhmen hatte Tante Annemie den Bomben zu entrinnen gehofft. Aus Osten näherten sich jedoch bereits die Russen. So machte sie sich mit dem elfjährigen Töchterchen auf den mehrere 100 km langen beschwerlichen Weg westwärts zu uns. Ihr weniges Gepäck fand auf einem kleinen Leiterwägelchen Platz. Die kleine Gudrun verfügte nur noch über schlechtes Schuhwerk und war den körperlichen Strapazen kaum mehr gewachsen. Völlig erschöpft trafen sie bei uns ein. Der gütige Guschl von nebenan fand schließlich für die beiden Heimatlosen noch ein Zimmerchen in seinem Haus. Weder von ihrem Mann noch von den Söhnen hatte die Tante Nachricht. Da brachte eines Morgens der Postbote einen Brief für sie. Wortlos verschwand sie damit für eine Stunde. Wieder gefasst berichtete sie meiner Mutter, dass der Sohn Bernd seit 1944 in Ungarn verschollen war. Was für eine grauenvolle Situation! Ungeachtet ihres Leides war Tante Annemie für uns Kinder und unsere kleinen Freunde aus dem Dorf ein fantastischer Spielkamerad. Da sie als Mädchen des öfteren ihre Ferien in England verbracht hatte, konnte sie mit ihrem guten Englisch zwischen den Amerikanern und uns vermitteln. Bis heute habe ich einen Kinderreim nicht vergessen, den sie mir, dem dreijährigen Knirps, auf dem Schoß geduldig beibrachte:
„Eedle deedle wheedle, our cat is dead.“



What did she die with? With a sore head.
Come to her burial tomorrow half past five,
ride on your old mare, if she's still alive.“

Eines Tages sprach eine junge Italienerin aus Verona namens Delfina mit kleinem Kind und Freundin bei uns vor. Aus unerfindlichen Gründen stellte sie unseren Vater gegenüber den Amerikanern fälschlich als „hohen Nazi“ dar. Als dieser davon erfuhr, stellte er sie lautstark auf Italienisch in der Halle vor den Soldaten zur Rede, verabreichte ihr eine Ohrfeige und warf sie aus dem Haus. Angeblich setzte sie sich zunächst nach Lautenbach ab, von dort aus soll sie bei Räumung des Schlosses in einem Panzer mit den Besatzern abgereist sein.

Das von den Amerikanern zurückgelassene Chaos in Haus und Hof war unbeschreiblich. In der oben erwähnten Schadenersatzerklärung wurden sowohl die beschädigten als auch die verschleppten Gegenstände bewertet. Besonders schmerzlich war der Verlust von unersetzlichen Stichen, Uhren, kostbarem Porzellan und Gläsern, einer wertvollen Briefmarkensammlung sowie zahlloser Bücher aus der 4000 bis 5000 Bände umfassenden Bibliothek. Der Gesamtschaden wurde auf 26.400,-- RM geschätzt.

Kurz nach der glücklichen Heimkehr unseres Vaters hieß es, alle Männer des Ortes sollten sich am Folgetag um 9:00 Uhr beim Eichele neben dem Schloss in der Ortsmitte einfinden. Sie würden nach Crailsheim zur Entnazifizierung gebracht. Danach stand Vaters Geschmack allerdings nicht. Als begeisterter Pilzliebhaber begab er sich gegen fünf Uhr früh mit Ramor, unserem Schäferhund, in den nahen Wald zum Pilzesuchen und kam erst gegen Mittag zurück. Tatsächlich kehrten manche Männer, die der Aufforderung gefolgt waren, erst Jahre später aus englischer oder amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Kurze Zeit nach dem Abzug der amerikanischen Truppen kam der zehnjährige Michael außer Atem zu unserer Mutter gelaufen und berichtete, dass der Guschtl mit seinem Holzvergaser-Lastwagen am Eichele stehe und mehrere Menschen auf der Ladefläche mitgebracht habe, die im Dorf verteilt werden müssten. Mama überlegte nicht lange und sagte: „Geh' und such' dir welche aus“. Michael kehrte mit sechs Erwachsenen und zwei Mädchen im Kindesalter zurück. Es handelte sich dabei um Flüchtlinge aus Iglau im Sudetenland, unbescholtene Deutschstämmige, die von den Tschechen vertrieben worden waren. Ihr Eigentum war konfisziert. Sie mussten alles zuhause lassen, nicht einmal Reiseproviant konnten sie mitnehmen. Die Koffer nahmen ihnen die Russen ab. Die Tschechen rächten sich für die vorausgegangenen Greuelthaten der Deutschen unter Rainhard Haydrich, dem Reichsprotektor von Böhmen und Mähren. Die Doyenne der Gruppe, Frau Achazi, war eine alte, verbrauchte Frau. Sie und drei ihrer Töchter waren zu uns gekommen. Emma und ihr Mann Karl Benda hatten das vierjährige Töchterchen Ingrid (Inge) mitgebracht. Sie konnten in das erwähnte Burschenzimmer einziehen. Sophie und Ehemann Otto Taubenkorb, ein ausgebildeter Schreiner, brachten die Tochter Brigitte (Gitta) mit. Diese drei lebten im ehemaligen Zimmer von Fräulein Störmann. Nebenan konnte die dritte Tochter, Fräulein Maria (Mizi) Achazi, die ledig war, mit der Mutter wohnen. Deren vierte Tochter Elisabeth, verheiratet mit Joseph (Pepperl) Pernfuss, zog mit ihren Kindern Hans, der fünfjährigen Elisabeth (Sissy) und dem Kleinkind Peter bei der Familie Messmer in der Ziegelgasse ein. Unsere Eltern statteten die



Räume unserer neuen Mitbewohner mit in der großen Scheune ausgelagerten und noch brauchbaren Möbeln aus und versorgten sie mit den notwendigsten Gegenständen des täglichen Lebens.

Wie Sissy berichtete, hatte die Familie, die während der Flucht zusammen bleiben durfte, entsetzliche Erinnerungen an ihren Exodus. In Viehwaggons reisten sie über Österreich aus. Die Grossmutter väterlicherseits musste schon im ersten Lager in Österreich zurückbleiben, da sie gehbehindert war. Sie haben sie nie mehr gesehen. Im Alter von nur 61 Jahren ist auch der Großvater Achazi in Österreich gestorben. In den Lagern herrschten furchtbare Verhältnisse, einmal hauste die elfköpfige Familie in einem Raum, wo man sich kaum rühren, geschweige denn im Schlaf erholen konnte. In der Nähe von Wien bekam Sissy die Windpocken. Zu Weihnachten erhielt sie zwei Farbstifte vom Christkind, womit sie wenigstens Blumen zeichnen konnte. Auf ihrer Reise seien mindestens vierzig Säuglinge verstorben, die während der Fahrt zum Zugfenster hinausgeworfen wurden. Nach mehreren Lageraufenthalten gelangten sie schließlich nach Backnang, wo Sissy wegen einer Augenverletzung ärztlich versorgt wurde. In Wildenstein angekommen war der kleine Peter nicht mehr imstande zu gehen und hatte „eigentlich alles neu zu erlernen“. Bei ihr Einschulung in Wildenstein schämte Sissy sich furchtbar vor den anderen Erstklässlern, da die Mutter ihr nur einen aus Pappdeckeln zusammengeschusterten Schulranzen hatte mitgeben können. Die Flucht war für die ganze Familie so traumatisch, dass alle Mitglieder später unter keinen Umständen mehr darüber sprechen wollten. Noch heute schmerzt es Sissy, dass man sie und ihre Verwandten in der neuen Heimat diskriminierend als „Zigeuner“ beschimpft hat.

Die neuen Hausbewohner stellten sich für unsere Familie in vieler Hinsicht als vorteilhaft heraus. Am wichtigsten für ihre Eingliederung war wohl, dass ihr Iglauer Dialekt von jedermann verstanden wurde, denn Iglau war bis 1945 Mittelpunkt einer altbayerischen Sprachinsel gewesen. So fanden die Männer sofort Arbeit, am leichtesten natürlich in dem in ihrer Heimat ausgeübten Beruf. Herr Taubenkorb wurde schon bald in der Schreinerei von Karl Riedel eingestellt. Die Herren Benda und Pernfuss fanden zunächst Arbeit in unseren drei Sandgruben und konnten so ihre Familien ernähren. Schwieriger war es für die Flüchtlinge, die beispielsweise aus der Batschka kamen (unter den Habsburgern hauptsächlich „Donauschwaben“ aus österreich-ungarischen Gebieten), keinen Beruf erlernt hatten und deutsch nur mit starkem Akzent (oft Anfangsbetonung) sprachen. Aber auch diese konnten einfachere Arbeiten bei Handwerkern ausüben und die Frauen im Haushalt helfen. Ihre Kinder taten sich schwer in der Schule.

Die Integration erfolgte bei den Sudetendeutschen hingegen spielend. Die Jungen zeigten ihr Talent beim Fußball und erlernten aussichtsreiche Berufe. Die Mädchen waren den Schulkameraden überlegen, einige studierten später. Die Eltern pflegten im Familienkreis das Liedgut ihrer Heimat, wobei regelmässig Tränen flossen. Sie legten wie zuhause kleine Mohn- oder Tabakfelder für den Eigengebrauch an. Als Katholiken verkleideten sie sich in der Weihnachtszeit gerne für uns als Nikolaus. Überhaupt waren sie sehr kinderlieb und brachten uns Karten- und Brettspiele oder „Schlapp hat den Hut verloren“ bei. An Fastnacht wurde im geräumigen Esszimmer von Jung und Alt völlig ausgelassen getobt, bis schliesslich Frau Achazi die Türe einen Spalt öffnete und ihre Enkel ermahnte: „Ingai, Sissay, Gittai, Petei, Hansl kommt no endlich ins Bett!“ An einen in unserer Gegend unbekanntem Osterbrauch erinnere ich mich noch gut. Mit selbstgeflochtenen Weidenruten besuchten die Männer frühmorgens ihre Damen, mit Vorliebe junge Mädchen,



beispielsweise Schlicksbiers Liesel in der Wirtsgasse. Ihr Vater, Tierarzt, war ebenfalls aus dem Sudetenland vertrieben worden, arbeitete bereits in seinem Beruf. Die Herren baten die Frauen unter mehr oder weniger angedeuteten Rutenhieben im Iglauer Dialekt um Ostereier. Dies hörte sich etwa so an: „Ostern, schmigostern, gebt’s mer bunte Eier, wenn’s kaane roten habt’s, so gebt’s mer weisse, dass euch die Flöh net beisse.“ Da die Angebettelten, besser gesagt Angebeteten, zu früher Stunde, das heißt noch im Bett, angetroffen wurden und auf die Situation vorbereitet waren, gab es großes Geschrei und Gelächter. Ein Iglauer Wort habe ich von Frau Benda gelernt, das ich nie vergessen werde, nämlich Sterz, eine Speise, zu der ich gelegentlich eingeladen wurde. Es handelt sich um warmen, dicken Kartoffelstampf, der mit etwas brauner Butter begossen und mit Zucker und Zimt zur Köstlichkeit verfeinert wird. Dazu gab es, wenn möglich, Apfelmus. Ihre wunderbare Kartoffelsuppe werde ich übrigens auch nie vergessen, sie übertraf sogar die meiner Mutter.

Bald schon ergaben sich ernsthafte und dauerhafte Verbindungen zwischen den Zugezogenen und den Einheimischen. Mit günstigen Baudarlehen haben die Städte später viele von uns lieb gewonnene Flüchtlinge weggelockt, was für uns Kinder oft traurig war.

Auch Onkel Adolf Bernt kam bei uns unter. Er stammte aus Flensburg und sprach wohl Petuhtantendeutsch, eine Mischsprache aus Hoch-, Niederdeutsch, Standarddänisch und Südjütisch, gelegentlich auch „Kartoffeldänisch“ (?) genannt. In Berlin hatte er Architektur studiert. Als höherer Offizier soll er in das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 verstrickt gewesen sein. Wegen der katastrophalen Zerstörungen Berlins floh er mit seiner Frau Helga, geborene Büdingen, um 1947 nach Konstanz am Bodensee, wo sie aufgewachsen war. Kurze Zeit lebten sie dort bei ihrer Verwandtschaft in der Villa Büdingen an der Seestrasse. Ihre Schwester Irmgard war die Frau des Bruders unserer Mutter, des Dr. Maximilian Freiherr Hofer von Lobenstein, Chefarzt am dortigen Krankenhaus. Aus Platzmangel sandte man Bernts nach Wildenstein, wo die „Kegelbahn“ wieder vakant war. In Dinkelsbühl wurde bald ihre Tochter Dagmar geboren. Onkel Addi reizte das Gerücht, dass jedes ordentliche Schloss einen unterirdischen Gang besitze. Die Vorstellung stellte den Architekten vor eine fachliche Herausforderung. In einem an die Halle angrenzenden kleinen Kämmerchen glaubte er, die Suche beginnen zu können. Das Graben fiel leicht, da der Boden lediglich hoch aufgeschüttet war. In halber Mannshöhe tat sich ein kleines Loch auf. Hinunterfallender Schutt erzeugte ein rätselhaftes Klirren. Schnell fanden wir heraus, dass Onkel Addi trotz fachmännischer Berechnung im Weinkeller gelandet war, wo Steinchen auf die Flaschen trafen. Damit war der Spuk beendet. Ein unterirdischer Gang wurde später zufällig tatsächlich gefunden, als an der Ostseite des Hauses tief aufgraben werden musste. Tante Helga liebte ich, weil sie mich gerne treppauf treppab auf dem Arm herumschleppte, vielleicht auch weil sie mit mir in ihr vokalreiches oberdeutsches Konstanzer Seealemannisch verfiel. Onkel Addi hingegen ritt der Teufel, als er sich einmal unserer jungen hübschen Cousine Gudrun unangemessen näherte. Dies blieb Tante Annemie nicht verborgen, so dass sie dem Unhold eine saftige Backpfeife verabreichte. Möglicherweise beschleunigte dieser peinliche Zwischenfall die Abreise der Verwandten. In Marburg avancierte der Onkel zum Stadtbaumeister. 1951 trug er sogar wesentlich zur „Architekturgeschichte des Bürgerhauses“ in der angeblich grössten Enzyklopädie Mitteleuropas auf dem Gebiet der Kunstgeschichte bei.



Nach 1954 wurde die bewährte „Kegelbahn“ von dem jungen Zahnarzt Helmut Meindl, seiner Frau Else und dem Ende 1942 geborenen Söhnchen Armin benötigt. Der Vater hatte nach seiner Flucht vor den Russen, den Engländern und den Amerikanern in Berlin Zahnmedizin studiert. Seine Frau überquerte mit dem Jungen bei Wernigerode die von den Russen nicht zu streng bewachte Grenze der Sowjetischen Besatzungszone gen Westen. Nach weiterer Irrfahrt fanden alle drei bei uns eine Wohnung und blieben einige Jahre. Der Vater praktizierte viele Jahre als Zahnarzt im Parterre des damaligen Rathauses in der Wirtsgasse und baute für die um das Töchterchen Monika vergrößerte Familie ein Einfamilienhaus im Ortsteil Kapellbusch. Wildenstein ist so zu ihrer neuen Heimat geworden. Das Sprachgemisch aus Harzer Platt, das noch heute mehrere ostfälische Mundarten umfasst, haben Meindls nie verloren. Mich hat Dr. Meindl beispielsweise immer dr Ferscht genannt.

Was ist aus dem Schloss, unserer Fluchtburg, geworden? Der bis ins Jahr 1512 zurückreichende Renaissancebau war seit 1662 im Besitz unserer Vorfahren, der Freiherren Hofer von Lobenstein, bis der Erbe, unser Vetter, es 2009 an Waldemar Freiherr Walzel von Wiesentreu verkaufte. Dessen Familie stammte aus dem Böhmischem, eben aus Wiesentreu nahe Königgrätz im Sudetenland. Seitdem er 2016 verstorben ist, steht das Schloss verwaist und erneut zum Verkauf.